

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 20

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dieten stieg schweigend aus und schritt entschlossen auf das Fabriktor zu. Es war eher möglich, ein Verbrechen zu begehen als feig zu sein.

Keridan blieb vor der Kontrolluhr stehen und stach die Zeit. Dieten empfand diese Handlung als lächerliche Pose.

Er führte sie dann durch ein langgestrecktes Zimmer, in dem acht junge Mädchen vor den Schreibmaschinen saßen und arbeiteten. Sie hoben die Köpfe, betrachteten eine Sekunde lang neugierig die unbekannte Dame, grüßten stumm den Chef und klappten weiter. Dieten sah genau die acht Gesichter, es waren blutarme nervöse Gesichter mit unruhigen Augen, die von links nach rechts über das eingespannte Papier wanderten. Die acht Mädchen hätten Schwestern sein können.

Im nächsten kleinen Zimmer saßen vier Männer unbestimmbaren Alters auf Drehstühlen vor mächtigen Geschäftsbüchern, in denen sie Eintragungen machten. Drei der Männer trugen Brillen. Einer hatte ein großes Pflaster auf dem Hals kleben. Die vier Menschen waren so tief in ihre Rechenarbeit versunken, daß sie den Durchgang Dietens und Keridans nicht zu merken schienen.

Im dritten Zimmer, das mit einer gewissen Behaglichkeit ausgestattet war, befanden sich zwei junge Menschen, die keine sichtbare Arbeit leisteten. Sie saßen zurückgelehnt in ihren Armesseln, rauchten Zigaretten und starrten in die Luft. Als Keridan mit Dieten eintrat, grüßten sie unbefangen, ohne sich in ihrem Nichtstun stören zu lassen. Keridan nickte ihnen kameradschaftlich zu.

„Das war die Propaganda-Abteilung“, erklärte er, als sie das Zimmer verlassen hatten und in einem schmalen Gang standen, der zu einer gepolsterten Tür führte.

Hinter dieser Tür saß vor einem gewaltigen Schreibtisch ein kleiner älterer Herr mit einem grauen Spitzbärtchen, der sofort aufsprang und schüchterne Verbeugungen vor den Besuchern ausführte.

Herr Oberbuchhalter Steinmek“, stellte Keridan vor. „Frau Baronin Hollbruch.“

„Hocherfreut“, stammelte der Buchhalter verlegen.

„Herr Steinmek, zeigen Sie, bitte, der Frau Baronin die Lohnlisten.“

Der Oberbuchhalter gewann sofort seine Haltung zurück, als er das Wort Lohnlisten hörte. Er sperrte eine Lade seines Schreibtisches auf, holte die Listen hervor und breitete sie mit zärtlicher Vorsicht vor Dieten aus.

„Was soll ich damit?“ fragte Dieten feindselig. „Ich kenne mich darin nicht aus.“ Sie schob mit einer ungeduldrigen Handbewegung die Blätter zurück. „Ich bin keine Buchhalterin, Herr Keridan.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau“, sagte Keridan entschuldigend. Der Buchhalter ordnete kummervoll die beleidigten Lohnlisten. „Wie viele Arbeiter beschäftigen wir augenblicklich, Herr Steinmek?“

„629, Herr Keridan. 23 Arbeiter sind krank. Grippe.“

„Wie viele Lohngehälter zahlen wir jede Woche aus, Herr Steinmek?“

„Approximativ 30 000 Mark, Herr Keridan.“

„Danke. Wir können gehen, gnädige Frau, wenn es Ihnen recht ist.“

Sie folgte ihm willenlos durch eine Reihe von Sälen und betrachtete die Gesichter der Männer, die hier arbeiteten. Es waren bis auf wenige Ausnahmen fröhliche und zufriedene Gesichter, die Freude an ihrer Arbeit zeigten.

Als sie das vierte Stockwerk erreicht hatten, erklärte Dieten mit gerunzelter Stirn:

„Es ist genug. Ich glaube Ihnen Ihre Fabrik, Herr Keridan.“

„Darf ich Sie noch bitten, in meinem Büro ein paar Minuten lang Platz zu nehmen, gnädige Frau?“

Sie ging tapfer mit und setzte sich nieder. Keridan blieb stehen, nahm eine Zigarette, die er anzuzünden vergaß, und schien zu überlegen.

„Was war der Zweck dieser Besichtigung?“ fragte Dieten, erbittert über sein Schweigen. „Wollten Sie mir beweisen, daß Sie tatsächlich eine Radiofabrik mit 629 Arbeitern besitzen?“

Er sah sie an und verzog geringschätzig den Mund.

„Nein, gnädige Frau.“ Er machte eine kleine Pause. „Ich wollte Ihnen die Menschen zeigen, die Ihr Mann um ihre Arbeit bestohlen hat.“

Ihre Augenlider flatterten.

„Sie werden sich etwas deutlicher erklären müssen, Herr Keridan.“

„Diese armelige Antwort paßt nicht zu Ihnen“, sagte er verächtlich. Sie schwieg, weil sie in diesem Augenblick nicht sprechen konnte. „Wünschen Sie wirklich nähere Erklärungen? Bitte. Ihr Mann ist spätestens um sieben Uhr in Luzern gewesen. Das Telegramm beweist es. Aber Ihr Mann ist bis acht Uhr nicht bei meiner Schwester gewesen und hat das Geld nicht abgeliefert. Es ist zehn Uhr. Soll ich nochmals Luzern anrufen?“

Sie schüttelte den Kopf.

Er setzte sich langsam nieder und starrte die Frau an, die in sich versunken war. Seine Augen waren dunkel von Haß und Wut.

„Er wird das Geld für sich behalten?“

Sie nickte wie eine automatische Puppe.

„Ich hätte Ihren Mann niemals für einen Dieb gehalten.“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Bernische Wahlen als Maßstab.

Der Ausgang der bernischen Grobkantonswahlen ist seit jeher als politisches Barometer für die übrige Schweiz betrachtet worden. Mit einigem Recht, wenn man dieses Barometer auf die volkreicheren Kantone der Ebene anwandte. Mit einigem Unrecht, sobald man auch die gebirgigen Innerkantone zum Vergleich heranzog. Bern verkörpert den ruhigen Fortschritt, den Weg der lebendigen Mitte, nicht etwa die Schneckenpost, dem Volkswitz zum Trotz nicht. Etwas „Englisches“ scheint im traditionellen Stil der bernischen Politik zu liegen. Mit Ausnahme der Pressefritten in Wahlkämpfen, die das englische „fair play“ sehr oft vermiffen lassen.

Nun, Bern hat seinen Großen Rat neu bestellt. Einen Rat, in welchem die Gruppe Freisinn-Altbauern und Katholiken auf der einen und die Richtliniengruppen auf der andern sich genau in gleichen Prozentsätzen die Wage halten wie im alten Rat, der 228 Mitglieder zählte, während künftig nur noch 184 „Räte und Beisitzer“ den Saal im schönen Rathaus zieren werden.

Aber innerhalb der Richtliniengruppen haben sich die Jungbauern auf Kosten der Altbauern und mehr noch der Sozialdemokraten mächtig entwickelt. Die Ausrechnung ergibt, daß die Sozialisten dank der Mandatreduktion auf 64 hätten zurückgehen sollen. Sie sind indessen auf 55 gesunken. Die Jungbauern zählen 22 Köpfe. 17 vor den Wahlen. Sie hätten wenigstens auf 14 schwinden müssen. Man kann ihnen also 8 Gewinne zuschreiben, denen 9 effektive Verluste ihrer Verbündeten gegenüberstehen. Die Katholiken behalten 11 wie bisher. Effektiver Gewinn 2. Um ein halbes Duzend stärker als man auf diese Weise errechnen konnte, rücken die Freisinnigen ein. Die Altbauern sollten normalerweise auf rund 68 fallen, sind aber auf 64 gesunken, so daß man entweder 4 Abtretungen an die Jungbauern oder aber an die Freisinnigen ausrechnen kann. Im ersten Fall würde sich ein Gewinn der Freisinnigen auf Kosten der Sozialisten ergeben, den die Jungbauern durch Stimmengewinn bei den Altbauern für den Richtlinienblock wettmachten. Den Rest des freisinnigen Zuwachses muß man bei 2 eingegangenen Mandaten der Heimatwehr suchen, deren Wähler wieder bei den jungen und alten Bauern landeten. Als neue Splitterpartei tauchen die Duttweilerleute mit einem Mann auf.

Es ist also nichts mit dem verstärkten Linksfurs in Bern. Aber auch mit einem deutlichen

Rechtswort ist es nichts. Die Stimmenzahlen zeigen, daß der sozialistische Wählerblock bei weitem nicht so abgeschmolzen ist, wie die Mandate. Das wird sich die Regierung natürlich merken. Jeder einsichtige Bürger ebenfalls. Denn jedem ist es klar, daß vor allem die kampflöse Regierungsratswahl links die Kampfkraft schwächte. Und daß rechts die Abwertung des französischen Frankreichs im letzten Moment noch zur Demonstration gegen „währungsgefährdende Volksfrontexperimente“ herausrief. Grund zum Uebermut ist jedenfalls rechts nicht vorhanden.

Nach Hitlers Heimkehr.

Man weiß nichts. Gar nichts. Mögen auch die verschiedenen Journalisten der Weltzeitungen vermuten und behaupten, was sie wollen, ihre Stimmen sind nur Lektöne, die den Deutschen und Italienern dies und jenes zuschreiben, damit es dementiert werde und man etwas erraten könnte. Eine Militäralianz sei nicht zustande gekommen, die beschlossene britisch-französische Zusammenarbeit der Armeen und Flotten sei nicht mit entsprechenden Abmachungen beantwortet worden. So heißt es. Aber die Eigentümlichkeit der deutsch-römischen Zusammenarbeit besteht ja im Mangel an fixen Bindungen und vertraglichen Festlegungen, und im gegebenen Moment wird die Welt mit effektiven Aktionen gleichgerichteter Partner überrascht. Das war so, als der Graf Ciano Hitler in Berchtesgaden aufsuchte; niemand wußte, was eigentlich gespielt werde, aber in der jäh verstärkten Unterstützung Francos durch die beiden Diktatoren erfuhr man hernach, daß Tatsächliches beschlossen worden sei.

Italien habe sich nicht gebunden in der tschechischen Frage, wird ferner behauptet. Das kann sein, und zwar, weil der Duce die Tschechen nicht leichtsinnig opfern wird, solange Hoffnung besteht, daß die Westmächte Prag wirklich retten wollen. Ihm kann nur lieb sein, wenn Paris und Rom den lieben Freund dort zurückbinden, wo er als unüberwindlicher Konkurrent auftritt, auf dem Südostwege.

Die italienischen Ansprüche auf die „balkanische Einflusssphäre“, als Jugoslawien, Ungarn, Albanien und Bulgarien, seien dem Duce von Hitler garantiert worden. „Nichts Gewisses weiß man nicht.“ Rumänien gehörte demnach in die deutsche Zone . . . und doch bereiten gerade jetzt die Rumänen Hitlers Parteigänger Codreanu von der „Eisernen Garde“ einen Hochverratsprozeß, der den Mann lebenslang hinter Zuchthausmauern begraben wird.

In der Kolonienfrage soll der Duce Deutschland geraten haben, sich zu mäßigen. So lauten die britisch-französischen Wunschträume. Wenn aber Mussolini sozusagen auf der ganzen Linie immer nur Mäßigung angeraten und dafür im Donau-Balkangebiet alle Garantien für Italien eingemartet haben sollte, was würde er seinen germanischen Freunden in Wahrheit geboten haben? Denn daß der eine nur bremst und dafür belohnt wird, reimt sich schlecht zur Dynamik der Faschismen.

Für alle Nachbarn Mitteleuropas steht natürlich die tschechische Frage im Vordergrund. Britische Beobachter wollen wissen, die zwei Diktatoren hätten einen Plan zur „Kantonisierung“ der Tschechei ausgearbeitet und würden ihn in naher Zukunft mit Vehemenz propagieren. Deutsche, tschechische, slowakische, ungarische, ruthenische und ein polnischer Kanton, alle zusammen ein Bundesstaat, und dieser dezentralisierte Bundesstaat gleich wie die Schweiz mit der „ewigen Neutralität“ ausgestattet . . . das scheint gerecht zu sein. Weltpolitisch aber wäre die Folge der eindeutige deutsche Sieg. Der „böhmisch-mährisch-slowakische neutrale Staat“ könnte nicht mehr Rußlands und ebensowenig Frankreichs Verbündeter sein, müßte die „Kleine Entente“ verlassen, stünde isoliert da und würde von der Gnade seines einen Nachbarn abhängig, von Deutschlands Gnade. Er würde nicht, wie die Schweiz, nach Leutholds Wort, „von der Zwietracht mächtiger Nachbarn“ leben . . . denn der wichtigste Nachbar umflammt das Hauptgebiet von drei Seiten mit furchtbar befestigten Grenzen und

würde die „deutschen Kantone“ in Böhmen und Mähren als offene Grenzprovinz behandeln.

Wenn heute Frankreich und England den Tschechen raten, bis zur äußersten Grenze der möglichen Zugeständnisse zu gehen, dann sind sie nahe daran, die faschistischen Pläne einer solchen Kantonisierung zu unterstützen. Daß sie damit die „Festung Böhmen“ ohne Schwertstreich ausliefern, scheint den Franzosen keine Bedenken zu bereiten. Prag ist übrigens erstaunt über diese Ratschläge aus dem Westen und kritisiert die Engländer, die nicht das Recht hätten, allzugroße Konzessionen zu empfehlen, solange sie keine Verpflichtungen zur Hilfe eingehen und sich mit vagen Worten begnügen.

Es scheint, daß die Engländer den Tschechen ihre Hilfsbereitschaft dadurch demonstrieren wollen, daß sie in Berlin mit einer dringlichen Demarche das britisch-deutsche Gespräch über die Lösung des Problems einzuleiten versuchen. Dieser Versuch bedeutet, daß man die tschechische zu einer europäischen Verhandlungsfrage machen und die Deutschen in solche Verhandlungen hineinziehen, also auf den Weg der „Friedenslösung“ manövrieren will. Auf die ersten britischen Verhandlungsversuche hat man in Berlin mit geschicktem Ausweichen geantwortet. Die Initiative liege bei den Tschechen. Man müsse abwarten, was Prag tun werde. So schroff, wie die Einmischung in die österreichischen Handel abgelehnt wurde, darf man in diesem Falle nicht ablehnen. Denn man darf nicht behaupten, es gehe um eine „rein innerdeutsche“ Angelegenheit.

Man möchte gern glauben, daß auch der Kantonisierungsversuch nicht von Mussolini ausgegangen, und daß er auch gegenüber derartigen Versuchen einer Eroberung der ganzen Westtschechei auf derart geschickte, „friedliche“ Art seine Bremsversuche ansetzte. Ihm wie den Westmächten bedeutet die deutsche Hegemonie, die mit einer Besetzung Prags vollendet wäre, etwas Untragbares.

Man muß sich das alles überlegen, wenn man die großen Reden der beiden Führer richtig würdigen will. Was besagt die „unwandelbare Freundschaft“, was die Rede vom endlichen Ausgleich Roms und Germaniens durch „ewige Garantierung der ewigen Alpen Grenze“ schon? Die deutschen Südtiroler haben in den letzten Wochen mit aller Heftigkeit gegen Italien getobt, unter dem Hakenkreuzbanner gegen die verhassten „Welschen“ demonstriert und einen Anspruch angemeldet, den Hitler bestimmt nur verschieben, aber nicht auf ewig begraben kann.

—an—

Kleine Umschau

Die Wahltag sind nun vorüber, und das friedliche Alltagsleben hat wieder eingesetzt. Ist schon ein gewöhnlicher Samstag in Bern allgemach zu einem bewegten Tage geworden, an dem sich Pfader, Musikanten der verschiedensten Gattungen, Turn- und andere Verbände auf den Straßen zeigen oder sich zu einer Veranstaltung besammeln, und Scharen Menschen sich nach dem Bahnhof begeben, um Reichsausschuss vor der Großstadt zu nehmen, so noch viel mehr an einem Wahlsamstag. Zu den Musikanten und Autos mit Plakaten und Wahlzetteln, die die Straßen durchziehen, gesellen sich nunmehr auch Straßenredner, die sich namentlich an die Jugend wenden. Von einem solchen Wahlen- und Abstimmungsredner, der vor einem Schulhaus seine aneifernden Tiraden losließ, vernahmen wir von Zeit zu Zeit in ostschweizerischem Dialekt gehaltene Aufforderungen an die Berner, sich endlich einmal aufzuraffen!

Unter den Wahl- und Abstimmungskämpfen schien das übrige Leben ersterben zu wollen. Und doch drängte die Jugend nach ihrem Recht, und bot uns etwas vom allerliebsten, das wir je gesehen, und zwar im Kasino, wo der „Schwyzlerstern“ sein 25jähriges Jubiläum feierte. Was tat es, daß stellenweise eine Verulkung der Erwachsenen Platz griff! Es ist ganz gesund zu erfahren, wie Kinderaugen unsere „Weltordnung“ ansehen. Wohl zum köstlichsten gehörte die Reise der Olympi-